

W E S T E N D

THOMAS FREITAG

Hinter uns die Zukunft

Mehr als eine Autobiografie

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN: 978-3-86489-226-4

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2020

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Für Hagen

Inhalt

Hinter uns die Zukunft	9
Kindheitsjahre	16
Bella Italia	30
Bei uns zu Hause	34
Berührung mit dem großen Geld	43
Hey du, hey du ...	55
Sturm und Drang	62
Hilfestellungen	72
Der Schritt ins neue Leben	76
Gießen an der Lahn	90
Mein Kom(m)ödchen	99
Strauß- und Kabarett im Kleinen Haus	112
Auf- und Abbrüche	120
Fernsehen	130

Auf dem Wasser	143
Amerika	154
Deutsche Kapitel	179
MS Europa und andere große Schiffe	204
Indem ich schreibe ...	218
Der famose Dietmar Jacobs	224
Unterwegs	230
Unsere abwesenden Väter und Übeväter	240
Gefühlte Wirklichkeiten	248
Abschied von meiner Mutter	259
Der kaltwütige Herr Schüttlöffel	269
Wutach-Ewattingen, 18.10.2014	277
Berlin	282

Hinter uns die Zukunft

Otto lag im Straßengraben. Ein klobiger Kerl mit einem sogenannten Moschtmeckel, wie der Schwabe sagen würde. Das bedeutete, er hatte einen bemerkenswert großen Kopf. Die Wangenknochen waren stark hervorgehoben. An seinem faltigen unrasierten Gesicht hatte er sich beim Aufprall in dem Graben Schürfwunden zugezogen. Er blutete unter der fleischigen Nase und sabberte leicht aus dem offenen Mund. Der rechte Ärmel seiner Jacke war verdreckt und sein Hosenschlitz offen. Darunter war es nass. Wahrscheinlich musste er dringend pinkeln und ist dabei in den Graben gestürzt. Mein Gott, dachte ich, wie bekomme ich diesen Brocken da bloß wieder raus? Der ist doch sauschwer. Ich schüttelte leicht an seiner Schulter.

»Hey«, sagte ich, »ich muss Sie ins Heim zurückbringen.« Er grunzte nur etwas Unverständliches und machte mit der Hand eine abweisende Geste. Seine Alkoholfahne war beträchtlich.

Ich rüttelte erneut an ihm. »Sie müssen aufstehen«, sagte ich, jetzt etwas bestimmter. »Sie können hier doch nicht übernachten.«

Meine Worte schienen ihn in keiner Weise zu beeindrucken. Ich versuchte, ihm vorsichtig von hinten unter die Schulter zu greifen, um ihn eventuell hochstemmen zu können. Er schlug nach mir und gab irgendwelche Laute von sich, die mir bedeuteten, dass ich die Finger von ihm lassen sollte.

»Scheiße«, dachte ich, »wie krieg ich den Kerl jetzt ins Auto?«

Ich war Anfang zwanzig und hatte nicht nur Skrupel, sondern auch keinerlei Erfahrung, mit einem mir fremden Mann körperlich umzugehen, der mein Großvater hätte sein können.

Es war mein erster Tag im Altersheim. Ich hatte meinen Wehrdienst verweigert und mich bei diesem Heim schon im Vorfeld beworben, um die Ernsthaftigkeit meiner Verweigerung zu unterstreichen. Ich wollte kein Drückeberger sein, aber Dienst an der Waffe? Nein!

Als ich meine Verhandlung beim Kreiswehersatzamt in Ludwigsburg hatte, stand es schlecht um meine Chancen, anerkannt zu werden. Es waren zu viele geworden, die damals Ende der 60er Jahre verweigerten, und man hatte die Daumenschrauben angezogen. Vier Stunden musste ich vor dem Gremium Rede und Antwort stehen. Ich hatte mir sogar einen Sekundanten mitgenommen, Ansgar Liebhardt, den Vikar unserer Gemeinde, einen ziemlich progressiven Mann. Seine bloße Anwesenheit sollte meine Überzeugungskraft stärken, denn für mich ging es damals um viel. Musste man nicht nach dieser unfassbaren Katastrophe, in die uns das Hitlerregime gestürzt hatte, ein Zeichen setzen? Und war ich nicht auch gläubiger Katholik? Du sollst nicht töten! So war es nur konsequent für mich, den Dienst an der Waffe zu verweigern.

Die Verhandlung lief zunächst ganz günstig für mich, denn reden konnte ich ja. Ich fand meine Argumente auch gut, aber konnte ich den Prüfungsausschuss, der mir da auf einem Podium gegenüber saß, auch überzeugen?

Die Herren waren alle so zwischen 50 und 60 Jahre alt. In dieser Situation verkörperten sie für mich damals die Staatsgewalt. Einer der Herren, er saß links außen auf dem Podium, las während der Verhandlung stoisch eine Zeitung. Jedenfalls verbarg er sich dahinter. Etwa nach einer Stunde der Kontroverse ließ er seine Zeitung sinken und fragte mich, ob ich die Bundeswehr akzeptieren würde. Diese Frage schien mir gefährlich, denn sie konnte mich bei einer Bejahung in die Enge führen. Eine Verneinung konnte das Tribunal wiederum gegen mich aufbringen.

Meine inneren Alarmglocken signalisierten mir deshalb, die Frage zu ignorieren, und der Fragesteller versteckte sich zu meiner Verblüffung erneut hinter seiner Zeitung. Nach einer weiteren Stunde der Anhörung, der ich mit aller Kraft den Charakter eines lauterer Gedankenaustauschs mit der Obrigkeit geben wollte, ließ besagter Herr abermals die Zeitung sinken und stellte die gleiche Frage: »Akzeptieren Sie die Bundeswehr?« Renitent ignorierte ich seinen Einwurf und fuhr gegenüber den drei anderen Fragestellern mit meinen Argumenten fort, die den Linksausßen offensichtlich

nicht zu interessieren schienen, weshalb er sich wieder hinter seiner Zeitung verschanzte.

Ich kann mich heute, da ich dies schreibe, nicht mehr an die Einzelheiten erinnern, mit denen ich meine damaligen Ansichten über eine bessere Welt begründete. Und sicher ist das an dieser Stelle auch nicht relevant, denn heute habe ich natürlich, durch die schiere Erfahrung mit meinem Leben, viele Ansichten relativiert. Und doch kann ich mit dem Satz »Und werdet ihr nicht wie die Kinder« immer noch etwas anfangen, denn Kinder kennen keinen Zynismus. Der wird ihnen erst durch die Begegnung mit der Erwachsenenwelt antrainiert – oder eben auch nicht. Gerade weil wir wissen, wozu der Mensch fähig ist, haben wir uns Regeln auferlegt, die ein friedliches Miteinander halbwegs garantieren sollen. Aber das funktioniert nur, wenn sich möglichst alle daran halten. Das ist heute in Deutschland schon längst nicht mehr der Fall. Die Verrohung unserer Gesellschaft, das Ellenbogenverhalten bestimmter Mitbürger hat inzwischen ein Ausmaß angenommen, wie man es sich in der jungen Bundesrepublik nicht vorstellen konnte. Das fängt beim Verhalten im Straßenverkehr an und hört auf den Tribünen der Fußballstadien auf. Und weil der Fisch vom Kopf her stinkt, grüße ich an dieser Stelle auch die Herren Winterkorn mit seinen Verstrickungen im Abgasskandal und Helmut Kohl mit seinem Schwarzgeld aus der Spendenaffäre, um nur zwei der unendlich vielen Protagonisten zu nennen.

Irgendwann, meine Verhandlung dauerte jetzt schon etwa dreieinhalb Stunden, platzte dem Zeitungsleser im Vierergremium des Kreiswehrratsamts ganz offensichtlich der Kragen. Er ließ sein Blatt entnervt fallen und schrie mich an: »Ich frage Sie jetzt schon zum dritten Mal, ob Sie die Bundeswehr akzeptieren, und Sie denken überhaupt nicht daran, mir zu antworten. Eine Frechheit!« Sein talgiges Gesicht hatte sich rot gefärbt und war schon dabei, in ein Violett überzugehen. »Akzeptieren Sie die Bundeswehr?«

Das war jetzt die Steilvorlage. Hatte ich bis dahin versucht, mit viel Charme, betont sachlich meinen Argumenten Raum zu geben, musste ich nun den Hebel umlegen. Ich sah ihn ob seines Gekeifes

irritiert an, machte eine Pause und sagte ganz ruhig, aber leicht empört: »Ja, wenn Sie mich so fragen, natürlich akzeptiere ich die Bundeswehr. Ich toleriere auch den Soldaten. Aber ...« Und dann fing ich an, all das zu wiederholen, was ich schon in den verflossenen drei Stunden von mir gegeben hatte, und quatschte das vor mir sitzende Überprüfungs-komitee letztendlich tot.

Ich weiß nicht, ob mein damaliges Verhalten etwas mit Taktik zu tun hatte oder rein instinktiv war. Jedenfalls hatte ich gewonnen. Wurde anerkannter Kriegsdienstverweigerer, was in diesen Zeiten nicht einfach war und mir den Respekt derer einbrachte, die vor solchen Kommissionen gescheitert waren.

Als Otto im Straßengraben einzuschlafen drohte, was ich seinen Schnarchgeräuschen entnahm, überwand ich mich schließlich und packte ihn kurzerhand, trotz lautem Gezeter, unter die Arme und hievte den schwergewichtigen stinkenden Mann auf die Beine. Stützte ihn, damit er nicht gleich wieder umfiel, schob ihn langsam aus dem Graben und verfrachtete ihn schlussendlich zu den beiden anderen Suffköppen, die ich zuvor schon mit dem VW-Bus des Altersheims eingesammelt hatte. Das alles dauerte mindestens eine halbe Stunde. Um von den Ausdünstungen der alten Männer halbwegs nüchtern zu bleiben, öffnete ich vorsorglich die Fenster des Busses, setzte mich völlig erschöpft ans Steuer und fuhr die Straße hinauf zum Heim.

Dieses lag auf einer Anhöhe und sah von Weitem fast wie ein altes Schloss aus. Erst von Nahem konnte man erkennen, dass das wuchtige Gebäude mehr einer alten Schule oder einer Behörde glich, wie man sie Anfang des 19. Jahrhunderts gebaut hatte. Und obwohl das Haus von einer Stiftung der Baden-Württembergischen Königin Olga errichtet wurde, die sich 1864 mit ihren »Häusern der Barmherzigkeit« für alte, behinderte und pflegebedürftige Menschen hervortat, hatte das Anwesen für mich doch eher etwas von einer Anstalt, in der Zucht und Ordnung ihr Zuhause haben und Pietismus das Regiment führt.

So hatte ich es auch an jenem Sonntagvormittag empfunden, als ich dort eintraf, um mich beim Heimleiter, dem Hausvater, wie man

ihn nannte, vorzustellen. Ein freundlicher Herr um die sechzig, der zugleich auch Pastor dieser diakonischen Einrichtung war.

Er führte mich durch sein Reich, in dem ich nun meinen Zivildienst beginnen sollte. Das Heim beherbergte alte und kranke Menschen, getrennt nach Männern und Frauen. In Zwei-, Drei- und Vierbettzimmern. Manche der Insassen waren für ein Altersheim eigentlich noch viel zu jung, aber sie waren pflegebedürftig, hatten keine Angehörigen mehr, oder diese waren mit ihnen überfordert – wie auch die Krankenhäuser, die sie dann eben in so eine Einrichtung der »Barmherzigkeit« abschoben.

Alles hier hatte etwas Karges, Armseliges. Das Heim, seine Bewohner, die Zimmer, besonders die auf den Pflegestationen, lediglich ausgestattet mit einem Bett und einem Nachtschränkchen mit den letzten Habseligkeiten der Kranken. Es roch nach einer Mischung aus Bohnerwachs, Putzmitteln, Medikamenten und Urin. Ein süßlicher Geruch, an den ich mich alsbald gewöhnen sollte.

In der Mitte des Gebäudes lag im ersten Stock der Speisesaal, daneben ein Andachtsraum, der gelegentlich auch als Kino diente, und die Verwaltung. Neben dem Haupthaus gab es noch diverse kleinere Häuser, in denen sich die Zimmer der etwas besser Situierten befanden. Sie lebten dort noch mit ihren eigenen Möbeln und mussten nicht rundum betreut werden. Die anderen Unterkünfte waren dem Personal vorbehalten, während der Hausvater eine eigene Wohnung hatte.

Er teilte mich zunächst für die Frühschicht auf der Pflegestation ein. Diese begann um 6.30 Uhr. Es galt, die Alten zu waschen, ihre Betten zu machen und ihnen dann das Frühstück zu servieren. Pünktlich 8 Uhr gab es Personalfrühstück im Speisesaal. Anschließend ging es nochmals auf die Station. Geschirr abräumen und die Zimmer reinigen.

Da ich zu diesem Zeitpunkt schon eine Lehre zum Bankkaufmann absolviert hatte, gedachte der Hausvater mich auch für Büroarbeiten einzusetzen. Ich sollte also künftig, nach der Arbeit auf der Pflegestation, in seinem Büro arbeiten und, weil ich bereits einen Führerschein besaß, auch noch als Fahrer fungieren. Heimbewohner

zum Arzt bringen, Erledigungen bei der Bank und bei den Behörden tätigen, Medikamente aus Apotheken abholen und so weiter. Eben alles, was so anfiel.

»Wenn Sie Ihr Zimmer bezogen haben«, sagte er zu mir, »dann können Sie sich ja schon mal nützlich machen. Nehmen Sie den Bus und sammeln Sie die Männer ein, die heute ins Dorf gegangen sind. Manche schaffen es dann nicht mehr den Berg hoch, weil sie zu viel getrunken haben. Am Samstag bekommen die nämlich ihr Taschengeld, und die Schlawiner haben nichts Besseres zu tun, als es gleich in Alkohol umzusetzen.« Dabei hatte er ein süffisantes Lächeln aufgesetzt, das mir verriet, dass er seine Pappenheimer kannte.

Nachdem ich mit Otto und seinen Saufkumpanen auf der Männerstation angekommen war, schwankten seine zwei Kumpane auf ihre Zimmer. Otto hatte ich fest untergehakt und schleppte ihn in seinen Raum. Dort setzte ich ihn auf einen Stuhl. Er war zu strack, um sich selbst auszuziehen und zu waschen, also musste ich das tun. Nun wurde es schwierig für mich. Einen mir wildfremden betrunkenen Menschen festzuhalten und dabei zu entkleiden, um ihn anschließend unter die Dusche zu stellen, ihn abzutrocknen und ihm dann noch den Schlafanzug anzuziehen, empfand ich als einen derart intimen Eingriff, dass ich mich enorm überwinden musste.

Die körperliche Nähe zwischen uns führte bei Otto zu einer permanenten Abwehrhaltung. Ständig wollte er mir eine kleben. Wahrscheinlich, weil er mich noch nicht kannte und ich meine Aufgabe aus Scham und Unwissenheit viel zu zögerlich vorantrieb. Aber ich konnte ihn ja nicht einfach so in sein Bett fallen lassen.

Als ich ihn dann endlich in der Kiste hatte, fing er sofort zu schnarchen an. Erleichtert sah ich mich im Zimmer um. Erst jetzt fiel mir auf, wie spartanisch es eingerichtet war. Das zweite Bett war noch leer. Helle Wände. Zwei große Fenster, aus denen man auf den Vorplatz des Heims blicken konnte. An einer Wand hing ein Kruzifix, an der anderen ein schlichtes Landschaftsbild. Daneben ein alter Kleiderschrank. Gleich an der Tür war eine Garderobenleiste angebracht, an der Jacken, ein Mantel und Krücken hingen. Auf den Nachttischen neben den Betten lagen Utensilien. Ein alter Wecker,

Briefumschläge, Werbeblättchen, Zettel mit Notizen, ein alter Bleistift, eine halbvolle Wasserflasche und eine kleine Dose.

Auf dem Schränkchen neben dem noch leeren Bett stand ein gerahmtes Foto: eine ältere Frau. Der dazugehörige Heiminsasse war wohl noch unterwegs. Vielleicht saß er ja noch irgendwo in einer Kneipe.

Als das Schnarchen von Otto in ein brachiales Röhren ausuferte, verließ ich sein Zimmer und machte mich auf den Weg nach Hause.